Joseph im Schnee [Fortsetzung]

Autor(en): **Auerbach, Berthold**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 20

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637826

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 18 Mai

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Zwei Gedichte von U. W. Züricher.

In weiter Welt.

Kein Leben gibt's in weiter Welt,
Das ganz im Wind verweht;
Durch alles Dasein sonnenfroh
Ein unabläſſig Keimen geht.

Kein Wörtlein tönt in weiter Welt,
Das ganz im Wind verhallt;
Von irgendwo, von irgendwem
Stets fort ein freundlich Echo schallt.

Und wenn voll Angſt in weiter Welt
Das Menſchenherz im Winde wacht,
So weiß es doch, daß tiefes Blau
Sich wölbt ob wilder Wolkenſchlacht.

Wirke ſo lang es Tag iſt.

Es ruht das Glück des Lebens
Auf ſchwankem Grund;
Es kann das Schickſal kommen
Zu jeder Stund
Und lähmen und töten.
Dann ſinkt in Nacht das Denken,
Der Mund verſtummt,
Und klagend durch die Lüfte
Es leis nur ſummt
Von dem, was von Nöten.

Drum fülle deine Tage,
Und ſprich das Wort,
Das dir im Herzen brennet,
Und fort und fort
Sei Zeuge der Klarheit;
Daß werb' in deinem Werke,
Wenn längſt du tot,
Ein Funke Geiſt und Liebe
In Kampf und Not
Für mutige Wahrheit.

Joſeph im Schnee.

Eine Schwarzwälder Dorfgeſchichte von Berthold Auerbach. 8

Zehntes Kapitel.

Ein Vater, der ſeinen Sohn ſucht.

Als Adam ins Freie kam, war es ihm plötzlich, als wache er auf: was iſt geſchehen? Wenn ich nicht will, iſt nichts geſchehen. — Es durchſchauerte ihn, die Hand, die er zum Verſpruch hergegeben, war plötzlich kalt, und er wärmte ſie an ſeinem heißen Pfeifenkopfe.

Der Weg von hier nach dem Dorfe war nicht zu verfehlen, aber aufpaſſen muß man, denn jäh am Wege geht die Talſchlucht hinab, und in dichten Flocken fiel der Schnee, und kaum zwanzig Schritte war Adam gegangen, als er bereits ausſah wie ein wandelnder Schneemann. Er mußte genau aufmerken, denn er ſah keinen Weg vor ſich, aber hier kannte er jeden Baum, jedes Felsſtück am Weg, und er fand ſich zurecht. Als er jetzt auf der kleinen Anhöhe, wo es wieder talwärts geht, noch einmal zurückſchaute und die Lichter in der Heidenmühle herüberblinken ſah, zog es ihn mächtig dorthin zurück: „Es iſt doch ein prächtiges Mädchen, und Tauſende haben ſchon das gleiche getan wie du und ſind glücklich und ſind fröhlich, kehr um!“ . . .

Aber er ſchritt bei dieſen Gedanken doch immer fürbaß den Weg hinab und die Lichter aus der Heidenmühle verſchwanden hinter ihm. Und jetzt wurde es ihm leichter zumut und in den Schnee hinaus erhob er die Fauſt zum Himmel und ſchwur: „Ich kehre nicht mehr heim, ich will lieber ein armer Knecht ſein und mein Leben lang taglöhnern, ehe ich meine Martina verlaſſe und mein Kind, meinen Joſeph. Ich habe ſeit zwei Jahren ſeine Stimme nicht gehört, er muß ſchon recht gewachſen ſein, und Vater ſoll er ſagen, Vater!“

Plötzlich ſtand Adam ſtill: Vater! Vater! ruft eine Kindesſtimme durch den Wald. Jetzt noch einmal: Vater!

Ganz deutlich. — Nein, du mußt dich täuschen; wie kann das sein? Der Glühwein benebelt dich.

Adam zündete sich seine Pfeife, die ihm ausgegangen war, wieder an, und bei dem kurzen Lichtschein sah er, daß in dem Schnee bald herüber, bald hinüber am Wege Spuren von Hundstatzen liefen. Was ist das? Gewiß hat hier ein Hund seinen Herrn verloren und sucht ihn. Aber ein Menschentritt ist nirgends zu sehen. Was geht's dich an? Mach daß du fortkommst.

Still! Schon wieder! Eine Männerstimme ruft vom Berge: Adam! Adam! — Bist du wieder benebelt oder ist heute nacht die Welt verhext?

Adam faßte seinen knotigen Stock mächtig in der Hand: sie soll nur kommen, die ganze Hexenwelt, die ganze Hölle, wenn sie will, ich fürchte mich nicht. Aber so ist es ja, ich stecke in der Hölle, weil ich wie ein lahmer, läppischer Gesell die langen Jahre nachgegeben und, verzeih' mir's Gott, geglaubt habe, meine Mutter könnte doch nachgeben, man könne ein Hufeisen weich kochen; und jetzt habe ich noch die Fastnachtsposse mit mir spielen lassen und bin Bräutigam geworden, aber ich tu's nicht, ich will's nicht, und wenn die ganze Welt kommt, meinen Willen muß ich haben: meine Martina und meinen Joseph. Komm nur, du verdammte, verfluchte, verhexte Welt. Was ist das? Da ist der Hund, dessen Fußstapfen du gesehen. Komm her, Hund! — — Da komm her! — Er kommt nicht . . . Herrgott im Himmel! Das ist der Wolf, auf den wir fahnden. Er bellt heißer, er kommt näher . . . Eine Minute stellten sich Adam die Haare zu Berge, dann aber: da hast du dein' Sach', und noch einmal, und noch einmal.

Der Wolf spürte, was für Schläge ein Mensch geben kann, der zur Brautschaft gezwungen ist, und noch dazu ein Mensch wie Adam Röttmann. Der Wolf bekam die Schläge für die ganze böse Welt, auf die Adam gern losgetrommelt hätte, und als das Tier schon niedergesunken war, Adam traute ihm nicht, sie sind schlimm, die Wölfe, er schlug immerfort, unaufhörlich auf ihn los, bis er endlich mit dem Knittel den Wolf umdrehte, daß er die Läufe gegen den Himmel kehrte. Als der Wolf jetzt kein Lebenszeichen mehr von sich gab, sagte Adam mit großer Ruhe: Gut, du hast dein' Sach'! Der Schweiß rann ihm von der Stirn, seine Pfeife hatte er verloren, sie war ihm aus dem Munde gefallen und eben das Feuer, das er dabei verschüttet, hatte den Wolf erschreckt. Adam wühlte überall herum nach seiner Pfeife, sie war nicht zu finden. Endlich ließ er ab, faßte den Wolf am Genick und schleppte ihn so neben sich her den ganzen Weg. Als er endlich Lichter aus dem Dorfe blinken sah, da lachte er vor sich hin: sie werden alle staunen im Dorf, wenn ich ihnen den Wolf bringe, den ich mit dem Knüttel totgeschlagen habe. Und was wird erst mein Joseph sagen! Ja, Bürschle, hab' Respekt, du hast einen starken Vater, und ich schneide dem Wolf gleich das Herz aus dem Leib, das mußt du bei dir tragen, daß du auch so stark wirst, wie dein Vater, meinetwegen noch stärker.

Adam hatte recht gehört, da er sich hinter sich drein hatte „Adam!" rufen hören: sein Vater war ihm gefolgt und hatte ihm gerufen. Wer weiß, ob er in dem blendenden Schneegestöber nicht vom Wege abgekommen! Hatte Adam auch recht gehört, da er im Walde von einer Kinderstimme hatte „Vater" rufen hören? . . .

Auf der Heidenmühle blieb es nicht lange verborgen, daß Vater und Sohn sich so rätselhaft entfernt hatten, und die Röttmännin wußte wohl, wo sie hingegangen waren. Sie schimpfte aber weit mehr auf ihren Mann, der, ohne ihr etwas zu sagen, dem einfältigen Gesellen nachgelaufen wäre; solche alberne Streiche mache er immer, wenn er sie nicht zu Rate ziehe. Adam bekam auch seine Titel, und sie waren gar nicht von brautwerberischer Natur. Die Heidenmüllerin war klug genug, hinzuzufügen, die Röttmännin wisse sehr schöne Späße zu machen, sie gäbe Mann und Sohn Schimpfnamen, weil sie wohl wisse, daß sie die besten Ehrennamen verdienten, und beide Frauen schauten groß auf, als die Braut hinzusetzte: „Von Adam habe ich nur Liebes, Gescheites und Gutes gehört, so lange er draußen bei mir gesessen hat." — Wie auf ein Kommando fingen die beiden Frauen laut zu lachen an und die Röttmännin streichelte die Braut und sagte ihr, sie sei klug; das sei die rechte Manier, wie man die Männer unterkriege, und unterducken müßten sie alle, sie seien alle nichts nutz, und erst die Frau mache den Mann. Sie gestattete nur die einzige Ausnahme des Vetters Heidenmüller. Dieser aber merkte nichts von der Ausnahme, die man mit ihm machte. Er lallte nur zu allem, was man sagte, bis aus dem Lallen ein Husten wurde, daß man meinte, er müsse ersticken. Der Heidenmüller hatte ein schweres Wagstück ausgeführt: er hatte mit dem Speidel-Röttmann um die Wette trinken wollen, und das hat noch keiner ungestraft versucht.

Die Heidenmüllerin war sehr sorglich um ihren Mann und brachte ihn nach der Kammer. Dann kam sie in die Stube zurück und sagte: „Gottlob, er schläft ruhig; der kann keinem Röttmann die Stange halten, das sollt' er wissen."

Geschmeichelt über dieses Lob, sagte die Röttmännin: „Sorge dafür, daß er bei dem Husten bald sein Testament macht."

„Da sagen die Leute — Gott verzeih' mir's, daß ich so was nachsage, und ihr auch — da sagen die Leute," klagte die Heidenmüllerin, „die Röttmännin sei eine böse Frau! Gibt es denn eine bessere, die sich so einer verlassenen Witfrau annimmt?"

Die Heidenmüllerin betrachtete sich jetzt schon als eine solche und schaute gar erbarmungswürdig drein und rieb sich die Augen; da dies aber nichts nützte, faltete sie die Hände und betrachtete die Röttmännin wie anbetend, indem sie fortfuhr: „Und mir will sie Gutes zuwenden und will nicht, daß ihr eigener leiblicher Sohn alles bekommt."

Die Röttmännin dankte lächelnd; sie hatte sich nur vergessen, so war es doch nicht gemeint. Sie gönnte zwar ihrem Sohn nichts Gutes, aber so ein Narr ist sie doch nicht, daß sie einem Fremden Geld und Gut zuhegte, das in ihre Familie kommen kann.

Die Röttmännin drang nun wieder darauf, daß man ihrem Mann und ihrem Sohn Boten nachschicke. Der Oberknecht wurde herbeigerufen. Der aber erklärte, er selbst gehe nicht und er wisse, daß auch keiner der Knechte bei diesem Wetter aus dem Hause gehe, und er mute es ihnen

auch nicht zu, und es sei überhaupt nicht nötig, wenn die wilden Röttmänner in den Wald hinausliefen, sie wieder einzufangen, sie müßten von selber wiederkommen. Die wilde Röttmännin wollte nun, daß man wenigstens den Schlitten heraustue und sie heimbringe; zu Haus wolle sie dann schon ihrem Mann und dem Adam den Meister zeigen. Aber es war niemand da, der sie führen wollte, und die Heidenmüllerin bat mit den süßesten Worten und die Braut in treuherziger Ehrlichkeit, daß sie doch die Nacht über hier bleibe; am Tag sei die Welt wieder ganz anders, und Adam habe versprochen, bis man den Lichterbaum anzünde, wieder da zu sein. Sie setzte hinzu, daß die Kinder der Müllersknechte schon lange darauf warteten, daß man den Baum anzünde und ihnen beschere. Die Heidenmüllerin und die Röttmännin lobten diesen Vorschlag sehr. Die Röttmännin lobte die Braut noch besonders wegen ihrer Gutmütigkeit und gab zu verstehen, sie wisse wohl, die Braut habe gewiß mit Adam eine schöne Ueberraschung abgekartet. Die Rute, die auch mit an den Baum gehängt werden sollte, zog die Röttmännin immer, sie mit der rechten haltend, durch die linke Hand und fuchtelte damit durch die Luft, daß es pfiff. Diese Musik schien sie sehr zu ergötzen.

Elftes Kapitel.

Laßt die Kirche im Dorf.

„Wenn ich einen Besuch habe, ist mir's doppelt wohl, und weißt du warum? Erstlich schmeckt mir's besser. Man sage was man wolle von der Schlechtigkeit des menschlichen Herzens: das Wohlgefühl, einen Gast zu bewirten, das ist ein tiefer Zug allverbreiteter menschlicher Güte."

„Und zweitens?" fragte der junge Mann.

„Zweitens," erwiderte der Pfarrer, „wenn ich einen Gast habe, dann brauche ich diese Tage nicht auszugehen. Die Welt ist zu mir gekommen. Ich mache mit dem Angekommenen den ganzen langen Weg durch, da habe ich das Recht, zu Haus zu bleiben."

Es war ein unbeschreibliches Behagen, mit dem der Pfarrer nach Tische zu seinem Schwager diese Worte sagte.

Es war kaum Nachmittag, aber es begann bereits zu dämmern; und war der Schwager voll Ehrerbietung gegen den Pfarrer, so war der Pfarrer voll Glückseligkeit über das schwungvolle, zukunftsfrohe und dabei doch bedächtige Wesen des jungen Mannes. Es gibt noch junge Männer auf der Welt, das Elend der Verlebtheit, der öden Uebersättigung und Reizlosigkeit ist noch nicht in alle Kreise gedrungen. Es ist wieder eine frische Jugend in der Welt, anders als wir waren, aber es steckt eine sichere Zukunft darin, so dachte der Pfarrer vor sich hin, und alles, was der junge Mann sagte, nahm der Pfarrer mit einem tiefen Behagen auf. Diese Freude an der schönen jugendlichen Gestalt, wie überhaupt an Gedanken und Wesen des jungen Mannes, den der Pfarrer einst selber unterrichtet hatte, war etwas wie geistige Vaterfreude im besten Sinne. „Und du hast ein derbes Rückgrat in der Hand," sagte der Pfarrer, als er die gut ausgearbeitete Hand des Schwagers faßte, „heirate aber keine, die nicht singen kann, es wäre schade, wenn ihr nicht zusammenstimmtet."

U. W. Zürcher: **Das Bad.**

Die Wechselrede ging leicht hin und her, indem der junge Mann berichtete, wie so viele junge Männer sich aus dem Leben eines Landwirts ein falsches Ideal machen und darum geistig und ökonomisch verkommen. Er selber hatte als Sohn eines höheren Justizbeamten ehedem viel an den Folgen falscher Voraussetzungen gelitten, bis er es gelernt hatte, an der unmittelbaren Feldarbeit seine Freude zu finden; er war jetzt Verwalter auf einem adligen Gute, hatte aber seine Stelle gekündigt, um eine selbständige Pachtung zu übernehmen oder ein hinlängliches Bauerngut käuflich zu erwerben.

Mitten unter dem Gespräche hörte man vor dem Hause das Abtrappen des Schnees von den Füßen. Drei Männer standen unten. Sie kamen herauf: es waren die Kirchenältesten.

„Eduard, komm in die andere Stube," sagte die Pfarrerin und setzte hinzu, „das ist mein Bruder und dies ist der Schilder-David, das der Harzbauer und das der Wagner."

U. W. Züricher: **Oberhaslerin.**

„Willkommen," sagte der Schilder-David und reichte die Hand; „aber wir bitten, bleiben Sie, da, Frau Pfarrerin. Was wir zu sagen haben, ist gerade gut, wenn Sie dabei sind und auch der Herr Bruder.

„Setzt euch," sagte der Pfarrer.

„Dank schön, ist nicht nötig," erwiderte der Schilder-David, der der erwählte Sprecher war, „Herr Pfarrer, mit kurzen Worten, man sagt im ganzen Dorf, wer's hereingebracht hat, wir wissen's nicht, und der Herr Pfarrer hat uns hundertmal in das Herz gepredigt, wenn man von einem Menschen etwas hört, was man nicht von ihm glauben mag, soll man geradeswegs zu ihm gehen und ihn fragen. Also nichts für ungut, ist das wahr, Herr Pfarrer, daß Sie von uns fort wollen?"

„Ja."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Kunstmaler U. W. Züricher in Ringoldswil.

Dem Maler und Dichter U. W. Züricher droben im heimeligen Bergdörfchen am Fuße der Blume galt mein Besuch. Von Oberhofen aus stieg ich durch frischgrüne Wiesen und schollenduftende Aeckerlein zum jungbelaubten Buchenwald empor. Von hier aus führte mich ein steilansteigender Waldespfad hinauf zu der Bergrippe, an deren innern gegen Süden schauenden Flanke Ringoldswil liegt. Eine leuchtende Aussicht empfing mich droben beim Verlassen des Waldes: Zu Füßen die blaue Fläche des Sees, in dem sich Dörfer und Schlösser spiegeln. Als getreuer Wächter dahinter, mir grad gegenüber, die prächtige Riesenpyramide des Niesen, urgemütlich, treuherzig, sich immer gleichbleibend, ein richtiger Berner Berg. In der dünstigen Ferne die weißen Schneehäupter der Blümlisalp und ihrer Vasallen und dann das unvergleichliche Bergtriumphirat, das Wahrzeichen des ganzen Bernerlandes: Eiger, Mönch und Jungfrau. Eine kurze Wanderung dem Berghang entlang — man ist hier in ungefähr 1000 Metern Meereshöhe — führte mich auf die Kante des Bergfußes. Hier wiederum überrascht ein schöner Ausblick: Die ganze grüne Berghalde zwischen Blume und Sigriswilergrat, mit friedlichen Dörfchen bestreut, liegt vor den durstigen Augen des Wanderers. Vorwärts und rückwärts, zur Seite und zu Füßen eine grüne, blaue, weiße, lichtfrohe, duftende Frühlingswelt!

So komme ich in freudiger Stimmung und für Bilderbetrachtung und andere seelische Genüsse wohl vorbereitet beim heimeligen Ringoldswiler Schulhäuschen an. Wie mancher Gast aus der Stadt herauf hat wohl schon das schmale „Läubli" mit erwartungsfrohen Gefühlen betreten und ist mit wohligem Behagen im heimeligen Stübchen mit seinen bildgeschmückten Wänden und seinen enggefüllten Bücherregalen gesessen! Es zieht sie alle hier hinauf, die um die Gastlichkeit und den innern Reichtum dieses Bergschulhäuschens wissen: vom Nationalrat und Regierungsrat und Professor bis zum jungen Landschulmeister und Studenten und Kunstschwärmer herab! Es ist etwas Schönes um die Kunst, Gäste zu empfangen und mit schlichter Liebenswürdigkeit festzuhalten, daß ihnen das Bleiben bis zur vorgerückten Nachmittagsstunde zur Selbstverständlichkeit wird. Herr und Frau Züricher verstehen diese Kunst. Sie sei ihnen gedankt im Namen aller derer, die im dicken „Buch der Gäste" sich eingetragen haben; denn gewiß sind auch sie wie ich nach frohverlebten Stunden mit Dankesgefühlen aus diesem Hause geschieden.

Herr Züricher ist einer von den gottbegnadeten Menschen, die ein weitspannendes Interesse mit starker Kunstbegabung vereinigen, die rezeptiv und produktiv ein großes Maß von Arbeit zu leisten imstande sind. Zugleich ist Züricher eines jener Doppeltalente, wie wir sie unter Künst-

U. W. Züricher: **Oberländer Bauer.**